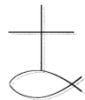


saemann pfarrblatt

Evangelisch-reformierte
Monatszeitung
118. JahrgangWochenzeitung der
römisch-kath. Pfarreien
des Kantons Bern
alter KantonsteilChristkatholisches
Kirchenblatt

JGB-FORUM

Zeitschrift der
Christkatholischen Kirche
der SchweizPublikation der
Jüdischen Gemeinden
von Bern und Bielund Mitgliedern der muslimischen
Glaubensgemeinschaft

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser

Aus dem Experiment ist bereits eine Tradition geworden: Was zur Jahrtausendwende mit einer gemeinsamen Ausgabe von «saemann» und «pfarrblatt» begann, hat sich vor Jahresfrist zur Plattform eines interreligiösen Dialogs entwickelt, an der auch die Publikationen der christkatholischen und jüdischen Minderheiten beteiligt waren. Schon damals war klar, dass der folgerichtige nächste Schritt im

Einbezug der im Kanton Bern zahlenmässig weit grösseren muslimischen Glaubensgemeinschaft bestehen musste. Da es in der Schweiz noch kein deutschsprachiges Organ für die Angehörigen dieser dritten monotheistischen Weltreligion gibt, wurde vorerst eine muslimische Journalistin ins gemeinsame Redaktionsteam aufgenommen. Vor allem jedoch gilt das inhaltliche Motto «zVisite» für die Angehörigen aller drei «abrahamitischen Religionen». Derartige «Visiten», die das gegenseitige Kennenlernen fördern, aber auch gegenseitige Vorurteile erkennen und hinterfragen lassen, sind seit den tra-

gischen Ereignissen des 11. September 2001 besonders wichtig. Wie anders kann der verständlichen Verunsicherung, kann den Ängsten in der Bevölkerung entgegen getreten werden als durch offene Information und durch das Zusammenführen von Menschen, die sich sonst nicht ohne weiteres begegnen würden? Wir geben uns nicht der Illusion hin, dass unsere journalistisch begleiteten «Visiten» die Welt verbessern können. Aber vielleicht leisten sie doch einen kleinen Beitrag zu einer etwas differenzierteren Betrachtungsweise des «Anderen», der so anders gar nicht ist. Ganz im Sinn des Theologen, Philoso-

phen und Publizisten Hektor Leibundgut, der sich kürzlich in einer Kolumne im «saemann» über Christentum, Judentum und Islam geäussert hat. Diesen drei Religionen gehe es «um Wahrheit, um Gerechtigkeit, um das rechte Leben, letztlich um das Heil». Deshalb sei es heute ihre Aufgabe, «so miteinander in Austausch zu treten, dass Gerechtigkeit entsteht und Frieden».

Samuel Geiser, Martin Lehmann
Angelika Boesch, Jürg Meienberg
Maja Weyerermann
Peter Abelin
Amira Hafner-Al-Jabaji

«zVisite»

Der Reformierte in der
Moschee, die Muslimin in der
Synagoge, die Jüdin bei den
Christkatholiken und die
Römisch-Katholische in der
Beiz – Besuche zur Horizont-
erweiterung, interreligiöser
Dialog im Klartext

zVisite: Der Protestant bei den Muslimen

Werner Sägesser (ref.) in
der Moschee

Ein Christ sollte ein fröhliches Auftreten haben», sagt Werner Sägesser. Wenn er redet, kommt er unumwunden zur Sache, und wenn er Menschen trifft, geht er direkt und offen auf sie zu. Werner Sägesser, der mit der Familie zusammen auf dem Ramisberg bei Ranflüh einen Hof bewirtschaftet, ist einer, der pflügt und sät, täglich zuversichtlich baut an seiner Welt, ohne zu vergessen, dass es letztlich nicht nur auf ihn ankommt, ob die Saat aufgeht.

Mit einem Sohn im WK und mitten in der Umstellung auf die Winterfütterung hätte er an diesem Tag beileibe genug anderes zu tun, aber man habe ihn gefragt, und er habe Ja gesagt. Er sei nun mal Präsident des kirchlichen Bezirks Oberemmental, und nur mit dem Kritisieren sei es eben nicht gemacht.

Aber schon auf dem Weg nach Solothurn beginnt er sich zu freuen: «So schnell werden wir so etwas ja nicht wieder sehen, und dies gerade jetzt.» Wobei er schon gerne wissen möchte, wie das gemeint sei mit diesem angeblich proklamierten Heiligen Krieg. «Für mich gibt es keinen heiligen Krieg!», sagt er. «Aber sonst», fügt er hinzu, «werden sie es so anders nicht haben als wir. Nur, dass sie eben mit ihrem Glauben aufgewachsen sind und wir mit unserem.» Dies sagt er

im Bewusstsein, dass es auch umgekehrt sein könnte.

Die Moschee entpuppt sich als unfunktioniertes kleines Wohnhaus. Der Empfang ist warm und unkompliziert. Im ersten Stock befindet sich der tempelartige Gebetsraum, in welchem das Muster des Teppichs die Richtung nach Mekka anzeigt. Hier wird gleich das Freitagsgebet stattfinden, das in gewisser Weise dem landeskirchlichen Sonntagsgottesdienst entspricht. Einzelne Männer, die älteren sitzend, die jüngeren kniend, bereiten sich schon darauf vor, während im Korridor ein verwegenes dreinblickendes Muezzin eben seinen Aufruf anstimmt und so eindringlich inkantiert, als stünde er auf einem Minarett in Istanbul und nicht auf einem Treppenabsatz in einem Haus in Solothurn. Selbstverständlich, sagt ein freundlicher Mann, dürften wir als Zuschauer an dem Freitagsgebet teilnehmen. Ja, auch die Fotografin.

Schon stehen im Gebetsraum die Männer Schulter an Schulter aufgereiht, und noch immer eilt jemand herbei, aber der Ton des Imam, des muslimischen Vorbeters, ändert sich langsam, das Freitagsgebet hat begonnen. Während die Gläubigen in beeindruckender Gemeinsamkeit ihre Niederwerfungen immer noch einmal und noch einmal wiederholen, ist auf



Bild: Iris Krebs

«Ein bisschen viel Äusserlichkeit»: Werner Sägesser (ref.), Bauer aus dem Emmental, in der Moschee zu Solothurn

Werner Sägessers Gesicht hinter gebotener Ernsthaftigkeit der Anflug eines Lächelns nicht zu übersehen.

Gleich und ungleich

Nach dem Gottesdienst gibt es Kaffee, eine Treppe höher. Ein Fussballtisch steht da, Getränkeautomaten, Schriften an einer Wand, bequeme Sofas an der andern. Werner Sägesser hat keine Berührungängste:

Er will wissen, was es mit den Verbeugungen auf sich habe, wozu die Gebetskette diene, und schon werden Gemeinsamkeiten entdeckt und gepriesen. Haben wir nicht die gleiche Schöpfungsgeschichte? Sind wir nicht alle Nachfahren von Adam und Eva? Und ist Jesus für die Muslime nach Mohammed nicht der grösste Prophet und gleichsam ein Garant für die Friedfertigkeit des Islam? Um zu widerlegen, dass es einen heiligen Krieg geben könnte, wird aus einem deutschsprachigen Koran zitiert: «... und einer, der einen am Leben erhält, soll sein, als hätte er die ganze Menschheit am Leben erhalten.»

In so vielem hat man das Heu auf derselben Bühne, mit der Antwort auf die

Frage jedoch, warum die Frauen nicht da seien, ob die nicht auch beteten, ist Werner Sägesser unglücklich: Dass die Frauen sehr wohl auch beten würden, aus Platzgründen aber nicht hier, nimmt ihm die Zweifel nicht, dass im Islam die Frau nur bedingt zu ihrem Recht komme und nicht als gleichwertig betrachtet werde.

«Ja, ein bisschen viel Äusserlichkeit», meint Bauer Sägesser auf der Rückfahrt. Wobei ihm dies auch bei den Katholiken auffalle. «Ich kann doch auch für mich beten, sei es nun unter einer Kuh oder auf dem Traktor, ohne dass das jemand sieht.» Nein, ein Religionswechsel sei kein Thema, sagt er und lacht.

Beat Sterchi

zVisite: Die Muslimin bei den Juden

Amira Hafner-Al-Jabaji (musl.) in der Synagoge

Ein kalter Samstagmorgen. In der Synagoge im Berner Monbijouquartier trifft sich die jüdische Gemeinde zum Schabat-Gottesdienst. Unter ihnen – ausnahmsweise – auch eine Muslimin: Amira Hafner-Al-Jabaji. Es ist hell im sakralen Raum. Unten sitzen etwa zehn Männer. Mit ihren runden Kopfbedeckungen und den Gebetsschals wirken sie feierlicher als die Frauen, die oben auf der Empore Platz genommen haben. Die strenge räumliche Trennung zwischen Männern und Frauen ist für die 30-jährige Amira keine Besonderheit: Das ist in der Moschee nicht anders. Im Gebet sollen die Männer nicht von weiblichen Reizen abgelenkt werden – das ist im Islam wie im Judentum anerkanntes Gesetz.

Amira Hafner-Al-Jabaji wurde in der Schweiz geboren, als Tochter eines Irakers und einer Deutschen. Nach der Mittelschule studierte sie an der Universität Bern Islamwissenschaften. Heute ist sie verheiratet (mit einem zum Islam konvertierten Katholiken), lebt in Grenchen und arbeitet als Mutter zweier kleiner Buben nebeneinander als freie Journalistin. Die Frage nach ihrer Gläubigkeit macht sie schmunzeln, das sei die typische Frage einer Nicht-Muslimin. «Ich bin einfach Muslimin», sagt sie bestimmt. Und über ihre Frömmigkeit urteile einzig Gott.

Für uns beide ist es der erste Besuch eines jüdischen Gottesdiensts. Gemeinsam staunen wir zuerst einmal, dass hier vieles recht informell abzulaufen scheint: Man kommt und geht, wechselt seinen Platz, geht andere begrüßen, während ein Ritual abläuft, das Aussenstehende nur schwerlich begreifen. Wenn der Rabbiner predigt, geschieht das in einem sehr lockeren Ton. Es ist keine feierlich vorgetragene Predigt: Michael Leipziger steht vor seiner Gemeinde eher wie ein Professor vor seinen Studentinnen und Studenten. «Mich wundert, dass der Gottesdienst offenbar nicht zu einem bestimmten Zeitpunkt beginnt», flüstert Amira, während die nun schon etwas zahlreicheren Besucherinnen und Besucher in einen wohlthuend warmen Gesang in hebräischer Sprache einstimmen.

Allenthalben in der Minderheit

«Ich habe mich sehr wohl gefühlt», bekennt die Muslimin nach dem fast zweistündigen Gottesdienst – «dies obwohl ich das Meiste nicht begriffen habe. Bei uns verläuft das rituelle Gebet in der Gemeinschaft absolut synchron, und von katholischen Gottesdiensten bin ich es gewohnt, dass gewisse Passagen von Gebeten oder das Unser Vater gemeinsam gesprochen werden.»



Bild: Iris Krebs

«Ein wenig beneide ich die Juden»: Amira Hafner-Al-Jabaji (musl.), Journalistin, in der Synagoge

Etwas weniger wohl ist es Amira weniger später im Gemeindehaus, wohin wir eingeladen sind zum Kidusch-Empfang: Die Eltern eines jungen Mädchens, das die Gemeinde verlässt, um in Israel seinen Militärdienst zu absolvieren, haben zur kleinen Verabschiedungsfeier eingeladen. Die familiäre Stimmung unter den Juden, die Vertrautheit aller mit allen und die Herzlichkeit sind zwar auch für die Musli-

min ein Erlebnis, und sie ist beeindruckt, dass mittlerweile ein grosser Teil der jüdischen Gemeinde versammelt ist – gut hundert Personen sind anwesend –, die in den Reden vorgenommene überschwängliche Gratulation zum Eintritt in die israelische Armee ist allerdings bei Amira Hafner «eher schräg» angekommen.

«Ein wenig beneide ich die Juden», sagt sie später, «denn sie haben mit der Synagoge einen würdigen Rahmen für ihre Gottesdienste. Die muslimischen Gemeinschaften praktizieren hier zu Lande leider immer noch allzu oft in umgebauten Garagen, leer stehenden Fabriken oder irgendeiner engen Wohnung.» Und aus-

serdem wünsche sie sich, dass in den muslimischen Gottesdiensten – «ausser während des Gebets» – bald auch Deutsch gesprochen werde, wie in den Kirchen und den Synagogen auch: «Dass man den Juden in der Schweiz anmerkt, dass sie Schweizer sind, hängt nämlich auch damit zusammen, dass sie die hiesige Sprache zumindest teilweise im Gottesdienst benutzen.» Muslime und Musliminnen hingegen seien eine heterogene Gruppe mit verschiedenen Sprachen und Traditionen: «Wir sind nicht nur eine religiöse Minderheit, sondern umfassen auch zahlreiche nationale Minoritäten.»

Rita Jost

zVisite: Die Christkatholikin bei den Reformierten

Carole Soland (christkath.) in der ref. Predigt

In Tracht und Sonntagsgewand strebt Jung und Alt der Kirche zu, an diesem kalten Sonntagmorgen in Eggwil, so dass sich der Beobachter aus der Stadt beinahe in die Welt Jeremias Gotthelfs zurückversetzt sieht. Der Bruch zwischen Stadt und Land und der Unterschied zwischen der christkatholischen Stadtkirche und der reformierten Landkirche hier im Oberen Emmental fallen der Besucherin aus Bern am meisten auf. Aber Carole Soland, Christkatholikin, fühlt sich wohl an diesem Morgen im reformierten Gottesdienst: «Eine volle Kirche, man friert nicht, es wird einem warm ums Herz, man ist nicht allein.»

Die von Pfarrer Marc Lauper sehr persönlich gestaltete Tauffeier für den kleinen Lukas, in die auch dessen Bruder Matthias und die andern Kinder in der Kirche einbezogen sind, hat Carole Soland bewegt. Der von den jungen Frauen der Jodlerinnengruppe «Bärgblume» vorgetragene «Jutz» und die gemeinsam gesungenen Lieder geben der stimmungsvollen Feier einen würdigen Rahmen. Nein, fremd kommt sich der christkatholische Gast in der reformierten Kirche nicht vor. «Bei euch kann man einfach hinein sitzen und fällt nicht weiter auf», sagt sie später im «Bären» zum Pfarrer.

Die vertrauten Rituale

Aber genau das habe sie auch ein wenig gestört, sinniert sie: «Die Gemeinde sitzt einfach da, singt ab und zu ein Lied, sonst macht sie nichts. Nicht einmal «Amen» sagt sie.» Die in Berndeutsch gehaltene Predigt, in der Pfarrer Lauper – ausgehend von der Bergpredigt – starke Bezüge zu dem schafft, was uns heute bewegt, hat sie zwar beeindruckt. Aber trotzdem: Die ihr aus der christkatholischen Liturgie vertrauten Abläufe, die Eucharistie, die im Wechsel zwischen Pfarrer und Gemeinde vorgetragenen Fürbitten und Gebete – all dies hat ihr gefehlt. Sie sei sich natürlich bewusst, dass solche immer gleichen Abläufe und sich wiederholende Gebete die Gefahr in sich bergen würden, einfach «gedankenlos runtergespult» zu werden. Aber gleichzeitig schafften die vertrauten Rituale auch Sicherheit. Es sei auch schön, dass sie diesen relativ fixen Ablauf des Gottesdiensts überall in den christkatholischen Kirchen wieder erleben könne – in Bern, in Luzern, im Fricktal, in Deutschland oder in Holland.

Die in Trimbach bei Olten aufgewachsene Carole Soland ist seit Geburt christkatholisch – «aus lauter Gewohnheit», wie sie sagt. Ihre Mutter, ursprünglich reformiert, trat bei der Heirat zur christkatholischen Kirche über. Sie, die



Bild: Iris Krebs

«Die Gemeinde sitzt einfach da»: Carole Soland (christkath.), Studentin, in der reformierten Kirche Eggwil

Tochter, ist in diese Gemeinde hinein gewachsen. Sie hat sich engagiert im Jugendverband, wurde Jugendbetreuerin, organisierte Wochenenden und Ferienlager. Mit der Aufnahme des Studiums kam sie nach Bern, arbeitete auch hier in der Kirche mit und ist heute Synodendelegierte der christkatholischen Kirchgemeinde Bern.

Bisher sei sie in dieser Kirche nur einmal in eine Krise geraten, nämlich bei ih-

rer Rückkehr aus England, erzählt die Studentin der englischen Literaturwissenschaft. Denn während ihres Aufenthalts in London hat sie das Leben in einer anglikanischen Kirchgemeinde miterlebt. Das soziale Engagement in dieser multikulturellen Gemeinde, in der es für alle und alles Platz hatte, hinterliess bleibende Eindrücke: «Das hat gelebt. Obwohl die Gottesdienste in einer Turnhalle gefeiert wurden, spürte ich dort ein grosses Gemeinschaftsgefühl.»

Zurück in Bern, in der eher intellektuellen und etwas steifen christkatholischen Kirche, brauchte sie anfänglich wieder eine Angewöhnungszeit. Aber gleichzeitig hat sie hier wieder das ihr Vertraute

gefunden, das sich auch von der römisch-katholischen Kirche unterscheidet. Die christ- oder altkatholische Kirche spaltete sich nach dem 1. Vatikanischen Konzil 1870 von der katholischen Kirche ab, weil sie die Unfehlbarkeit und bischöfliche Allgewalt des Papstes ablehnte. Die Erhaltung dieser christkatholischen Grundwerte sind Carole Soland auch heute noch wichtig. Aber sie wünschte sich etwas mehr Bewegung in ihrer Kirche: «Wir müssen auch andere Gottesdienstformen suchen – ohne alles Bestehende wegzuwerfen.» Wird Carole Soland von ihrem Besuch in der kleinen reformierten Kirche Eggwil etwas in die grosse christkatholische Stadtkirche mitnehmen?

Urs Lüthi

zViste: Der Skeptiker bei den Katholiken

Daniel Sinzig, Skeptiker, in der röm.-kath. Kirche

Der Männerchor singt aus einer volkstümlichen Messe. Daniel Sinzigs Fuss wippt mit. Nachfragt, ob er da ins Mitschwingen gekommen sei, wehrt der Berner Kirchenferne aber energisch ab: Singen tue er gern, aber bitte nicht organisiert; sich in einen Chor einzufügen, bedeute Preisgabe seiner Individualität.

Und auf die pocht Daniel Sinzig. Am römisch-katholischen Wortgottesdienst in Spiez, gehalten am Sonntag nach «Allerseelen» von der Gemeindeführerin, stösst er sich deshalb enorm an den «Schäffchen, die ihrer Meisterin respondieren». Für ihn ist das «kindlich-kindisches Nachplappern». Und weil er von Seiten der Zeremonienmeisterin keine eigenständigen Gedanken zu vernehmen meint, sondern bloss «abgelesene Lehrbuch-Theologie und vorgedruckte Gebete», disqualifiziert er die Feier als «inakzeptable Dummheit». So etwas komme bei ihm nicht an. Er sei einer, der sich gern einbringe, ein echter Disputant – früher sei er gar Störfried gewesen, das habe sich zwischenzeitlich etwas beruhigt.

Daniel Sinzig vermutet, dass wohl die Mehrzahl «im Saal» da einfach auf Kommando am Sonntag «gute Menschen» spielten, und ist erschüttert über so viel Naivität: Wie man bloss darauf vertrauen

könne, «dass einen ein alter Bärtiger im Himmel erhört» – der sei doch bloss dogmatisch zusammengebastelt. Auch die kirchlichen Autoritäten, die päpstliche Unfehlbarkeit «und andere Missbräuche der Macht in der grossen Kirche» kriegen ihr Fett ab. Daniel Sinzigs Fazit ist eindeutig: Ihn hat in diesem Gottesdienst absolut nichts berührt. Die Bruder-Klaus-Kirche in Spiez sei für ihn ein trauriger, düsterer Ort, einzig «die Kerzen aus der Cheminée-Ecke mit Maria» hätten noch etwas Besinnlichkeit und Wärme ausgestrahlt.

Kritisiert hier ein Agnostiker, der alles Religiöse als menschliches Konstrukt abtut? Weit gefehlt. Daniel Sinzig reagiert zwar auf Religiöses allergisch, doch bloss auf dessen institutionalisierte Formen. Aus eigenem Impuls besucht er ab und zu (leere) Kirchen und lässt sich auch einmal ergreifen von der Kraft eines Raums. Auch Ahnungen lässt er zu: Dass hinter den Dingen noch eine weitere Wirklichkeit verborgen liege. Bloss beim Benennen verweigert er sich: «Sich am Unsagbaren zu vergreifen, ist pure Arroganz.»

Die christliche Ethik erachtet Daniel Sinzig als mögliche Basis für ein gutes Zusammenleben. Auch sein Respekt für Andersdenkende und die für ihn so zentrale Freiheit des Individuums seien hier verankert. Ebenfalls kann er dem sozialpolitischen Engagement der Kirchen viel abgewinnen – «aber das Jesulein sollen sie draussen lassen».



Bild: Heini Stucki

«Sich am Unsagbaren zu vergreifen, ist pure Arroganz»: Daniel Sinzig (skept.), Statistiker, im römisch-katholischen Gottesdienst

schen Engagement der Kirchen viel abgewinnen – «aber das Jesulein sollen sie draussen lassen».

Der «grosse Seelentopf»

Anstelle der Trampelpfade einer bevormundenden Kirche bevorzugt Daniel Sinzig originelle Schleichwege. Als wacher Beobachter aller Lebensvorgänge hat er

etwa in Sachen Tod seine eigene Vorstellung entwickelt. Weil die Natur nichts verschwendet, keine Energie verloren geht, sondern umgebaut wird, ist für ihn ohne weiteres auch ein Kreislauf der Seelen denkbar. Er lächelt mit leiser Selbstironie, als er seine Idee vom «grossen Seelentopf» preisgibt: Die Seelen der Verstorbenen werden hier neu durchmischt und danach der nächsten Generation eingehaucht. So erklärt sich Daniel Sinzig die Déjà-vu-Erlebnisse: Jeder Mensch hat durcheinandergewirbeltes Seelenmaterial der gesamten Menschheit in sich und damit auch viel altes Wissen. Allfälligen kritischen Gegenfragen nimmt der skeptische Fantast

gleich selber den Wind aus den Segeln: Natürlich sei diese Vorstellung ebenso naiv wie alle anderen auch. Aber sie drücke seine Liebe zum Leben aus. Er sei auch versucht, an die Vernunft zu glauben und an das Gute im Menschen, das sich letztlich durchzusetzen vermag.

Durch die Ritzen der Kritikklust fällt ein Strahl Hoffnung. Da liebt einer das Leben, die Vielfalt der Fähigkeiten. Und wenn er behauptet, «ich bin ja auch nur einer der Würmer auf dieser Welt», dann auf jeden Fall ein autoritätskritischer, überaus freiheitsliebender und sehr sensibler Wurm.

Marianne Vogel Kopp

zViste: Die Jüdin bei den Christkatholiken

Tamar Merlin (jüd.) in der christkath. Messe

Eigentlich ist es ganz ähnlich wie bei uns», meint Tamar Merlin nach dem Gottesdienst in der christkatholischen Kirche Biel. «Der Pfarrer hat in der Predigt Bezug zum heutigen Leben genommen – das tut auch der Rabbiner in seinen Ausführungen zum Wochenabschnitt aus der Tora. In beiden Gotteshäusern brennt ein ewiges Licht, und einige Sätze, die im Gottesdienst gesungen wurden, stehen beinahe identisch im Sidur, dem jüdischen Gebetsbuch.»

Tamar Merlin besucht zum ersten Mal einen christlichen Sonntagmorgengottesdienst. Bisher hat die 43-jährige Jüdin, die mit ihrer Familie in Bern lebt, die Kirche erst anlässlich einiger Beerdigungen erlebt. «Ich habe mich dort verloren gefühlt, alles kam mir riesig und unpersönlich vor.» Anders an diesem Sonntag in Biel: Die rund zwanzig Personen, die den Gottesdienst besuchen, begrüßen sich herzlich, Tamar Merlin wird von einigen persönlich willkommen geheissen und von Pfarrer Reimann als Gast vorgestellt. «Die warme, persönliche Atmosphäre hat es mir leicht gemacht, mich hier wohl zu fühlen.» Von der christkatholischen Kirche hat Tamar Merlin, die im Vorstand der Jüdischen Gemeinde Bern für die Bereiche Jugend und Schule zuständig ist, «praktisch nichts» gewusst.

Für sie sei wichtig gewesen zu realisieren: «Die sind ja wie wir eine Minderheit» – die christkatholische Gemeinde zählt in der Schweiz rund 14 000 Mitglieder, die jüdische 17 000.

Tamar Merlin weiss, dass man als jüdischer Mensch mit dem Gefühl lebt, anders zu sein als die anderen. «Wir haben manchmal ein wenig die Tendenz zu meinen, dass die anderen alle gleich sind. Wir müssen lernen, dass die so genannte Mehrheitsumgebung nicht einfach eine homogene Gruppe ist. Dass es eben zum Beispiel neben den Katholiken auch Christkatholiken gibt.»

Vieles ähnlich, alles anders

Viele Ähnlichkeiten also zwischen dem Synagogenbesuch und dem Kirchgang. Doch was ist am christkatholischen Gottesdienst anders als am jüdischen? «Alles ist anders!», sagt Tamar Merlin lachend. «Jeder Satz, der mit Jesus zu tun hat, ist anders. Die Idee von Christus gehört nicht zu mir», und deshalb habe sie auch nicht an der Eucharistiefeier teilgenommen.

Der interreligiöse Dialog ist Tamar Merlin ein wichtiges Anliegen. Die Physiotherapeutin und angehende PR-Assistentin engagiert sich im «National Coalition Building Institute» (NCBI), das sich für den Abbau von Vorurteilen und Rassismus



Bild: Heini Stucki

«Die sind ja wie wir eine Minderheit»: Tamar Merlin (jüd.), Physiotherapeutin, vor der christkatholischen Kirche

einsetzt. «Mich interessiert, wie Begegnungen zwischen den Religionen möglich sind, ohne dass gleich ein Auflösungsprozess in Gang kommt.» Dazu brauche es aber «hundertprozentigen Respekt vor anderen Vorstellungen» und auf beiden Seiten eine «klare religiöse Identität».

Im christkatholischen Gottesdienst habe sie sich überhaupt nicht bedroht ge-

fühlt – «weil ich weiss, wo ich hingehöre. Ich habe Freude empfunden für den Glauben der Anwesenden, ich kenne das, wenn auch von einer anderen Basis her.» Darum sind Tamar Merlin Grenzen wichtig. Für sie, die wöchentlich die Synagoge besucht und die jüdischen Feiertage regelmässig begeht, gibt es nichts daran zu rütteln, dass in der Synagoge keine Mischehen getraut werden können. Ebenso wenig, dass ein nichtjüdischer Mann nicht zur Lesung der Tora aufgerufen werden kann. «Ich finde nicht, dass wir alle gleich werden müssen.»

An der Verständigung zwischen Judentum und Christentum müssten beide Seiten arbeiten, meint Tamar Merlin. Bei

den Synagogenführungen, die sie leitet, erfährt sie, dass es immer noch Vorurteile gegenüber Juden gibt. Etwa wenn Besucherinnen und Besucher die Zahl der Juden in der Schweiz um ein Vielfaches zu gross schätzten oder nicht zwischen Juden und Israeli unterscheiden könnten.

Aber auch auf jüdischer Seite gibt es Ängste. «Als ich im christkatholischen Gottesdienst die Kruzifixe angeschaut habe, habe ich gespürt: Es sitzt mir tief in den Knochen, dass im Namen des Kreuzes unzählige Juden ermordet worden sind. Aber ich spüre die Dialogbereitschaft der christlichen Kirchen und bin fähig, zwischen dem Gestern und dem Heute zu unterscheiden.» Sabine Schüpbach

zVisite: Die Katholikin bei den Agnostikern

Marie-Louise Beyeler (röm.-kath.) in der Beiz

Eigentlich war ich auf eine Tirade gegen die Kirche gefasst», beginnt Marie-Louise Beyeler zu erzählen. «Aber niemand hat gesagt: «Hör mir doch auf mit deinem Verein oder mit diesem Papst in Rom.» Ob ich Katholikin, Protestantin oder Muslimin bin, hat in dieser Runde keine Rolle gespielt. Da war eine grosse Toleranz.»

Am Stammtisch im «Falken» an der Münsterstrasse in Bern setzt sich seit Jahrzehnten, wer will, dazu. Früher residierte hier der Eisenplastiker Jimmy Schneider. Seit seinem Tod ist er noch anwesend auf der grossen Fotografie über dem Tisch, auf der die Stammtischmitglieder in den frühen Achtzigerjahren das berühmte Abendmahl-Gemälde von Leonardo da Vinci nachgestellt haben – Schneider sitzt als Jesus in der Mitte am langen Tisch. An jenem Novemberabend, als Marie-Louise Beyeler zVisite kommt, sitzen am Stammtisch acht Leute; geht jemand, bleibt der Stuhl nicht lange leer. Ironisch stellen sich mehrere Anwesende als Mitglieder der «Landeskirche SP» vor, betonen aber, Kirchensteuern zu bezahlen, weil die Kirche viel Gutes tue.

«Der diakonische Aspekt der Kirche wird hier anerkannt», stellt Marie-Louise Beyeler fest. Sie ist verheiratet, Mutter von fünf Kindern zwischen 14 und 21, arbeitet

als freie Journalistin und ist Präsidentin der katholischen Kirchgemeinde Bruder Klaus in Bern. Erstaunt hat sie, dass man am Stammtisch über den Sinn des Zusammenseins ähnlich redet wie unter kirchlich aktiven Leuten: «Wenn ich in der Pfarrei nachfrage: «Warum engagiert ihr euch eigentlich?», höre ich auch nicht als Erstes: «Um den Glauben an Gott und Jesus Christus zu teilen». Oft geht es auch dort zuerst um die Gemeinschaft: Ums zusammen kommen, zusammen reden, zusammen arbeiten – es gibt also durchaus Parallelen zwischen Stammtisch und Pfarrei.»

Im «Falken» sitzen geschulte Köpfe, die in einer politisch und historisch sehr bewussten Art über Kirche und Glauben reden. Es geht um Bevormundung und Sozialisation durch die Kirche, um die Trennung von Kirche und Staat, um den Glauben als Privatsache oder als öffentliche Angelegenheit und um die Gefahr der Instrumentalisierung von Gläubigen. Marie-Louise Beyeler diskutiert mit: «Wie stünde es um diese Welt, wenn wir das, was uns das Evangelium vorschreibt, leben würden? Wenn man christliche Postulate in Politik umsetzen könnte?» Sie geht mit der Stammtischrunde einig: Wer wie die E- und C-Parteien christlich politisieren wolle, habe sich aufs Evangelium zu beziehen



Bild: Heini Stucki

«Wie gehen die ohne Glauben durchs Leben?»: Marie-Louise Beyeler (röm.-kath.), Journalistin, am Stammtisch im «Falken», unter Jimmy Schneiders «Abendmahl»

– «und dort steht halt eben nicht, dass du in zwanzig Verwaltungsräten sitzen und den Gewinn optimieren sollst. Dort steht, dass du teilen sollst, was du hast.»

Doch für Marie-Louise Beyeler beschränkt sich Christentum nicht nur aufs diesseitige Engagement: «Was mir am Stammtisch gefehlt hat, ist das, was ich als Glaube bezeichne», wird sie hinterher sa-

gen: «Das, was hinter dem ist, was wir spüren und sinnlich wahrnehmen. Die Idee von einer Kraft, die alles zusammenhält.» Man habe im «Falken» vom Glauben als einer Privatsache gesprochen, das Wort «Glauben» durch «Überzeugung» zu ersetzen versucht. «Aber eigentlich hätte ich schon gerne gewusst: Wie gehen die ohne Glauben durchs Leben? Was sagen sie, wenn etwas ausserordentlich Schönes passiert oder ein geliebter Mensch stirbt? Gehen sie am Freitag wieder an den Stammtisch, als wäre nichts geschehen?»

Das Abendmahls-Foto mit Jimmy Schneider als Jesus hat sie übrigens nicht gestört – «obschon ich mir bewusst bin,

dass es bestimmt Gläubige gibt, die von Blasphemie reden würden. Aber wenn die Leute um Jesus, jene um Jimmy Schneider oder die Männer und Frauen am Freitagstamm im «Falken» zusammen eine gute Zeit haben, miteinander reden, ohne sich anzufinden, wenn sie den Augenblick geniessen und, beseelt vom Moment, in dem sie zusammen Bier und Oliven oder eben Wein und Brot geteilt haben, hinausgehen und etwas Friedliches in sich spüren und dieses Gefühl sogar in ihr Leben umsetzen, weil sie wissen: «He, es könnte ja immer so gut sein wie bei diesen Treffen» – geht es dann nicht um ein geradezu urchristliches Anliegen?» *Fredi Lerch*

Orte, wo regelmässig interreligiös diskutiert und gelebt wird

«... doch am nächsten sind wir uns bei den Festen»

Der interreligiöse Dialog wird in Bern längst gepflegt, und schon bald könnten neue Foren dazukommen. Ein Überblick.

Am 23. Januar soll in Bern etwas Neues beginnen. An diesem Mittwochabend werden sich fünf ChristInnen, fünf JüdInnen und fünf MuslimInnen treffen. Es ist ihre erste Begegnung, der Ausgang völlig offen: «Ziel könnte eine gemeinsame Veranstaltung sein», sagt Joy Matter. Sie bleibt absichtlich vage. Zwar bestehe der Wunsch, Kontakt zwischen Angehörigen der drei abrahamitischen Religionen herzustellen, doch sei nichts vorgegeben.

Den Impuls gab die Christlich-Jüdische Arbeitsgemeinschaft (CJA), deren neues Leitbild eine Öffnung und den Dialog mit MuslimInnen postuliert. «Uns fehlen bislang Begegnungen, gemeinsame Erfahrungen und interreligiöse Feiern», sagt CJA-Präsident Hans Rudolf Helbling. So hat sich Vorstandsmitglied Joy Matter im Herbst mit Samia Osman, der Co-Präsidentin der Gemeinschaft Christen und Muslime in der Schweiz, besprochen. Die Idee des Treffens vom 23. Januar haben sie seither in ihren Kreisen verbreitet. «Es scheint dafür ein Interesse zu bestehen», sagt Joy Matter vorsichtig. Im besten Fall

entstehe eine ganz neue Gruppe. Für Joy Matter ist dieser Dialog zwischen JüdInnen, ChristInnen und MuslimInnen – «zwischen gleichberechtigten und gleichwertigen Religionen» – nach dem 11. September «erst recht wichtig».

«Eigene Identität kennen»

Nach Antworten auf die weit verbreitete Angst vor dem Islam suchen auch die Verantwortlichen des «National Coalition Building Institute» (NCBI). Bisher bietet NCBI Kirchgemeinden, Schulen, Behörden und Organisationen Workshops an, etwa zum Thema «Wie gegen Antisemitismus vorgehen?»: Dieser soll Jugendliche und Erwachsene befähigen, «Ausgrenzungsversuchen und Beleidigungen gegenüber jüdischen Menschen entgegen zu treten», sagt Anna Paula Sardenberg von der Berner Sektion. Es werde nun geprüft, ob ein vergleichbares Workshopmodell zum Thema Islamphobie entwickelt werden könnte.

Für die Leitung ihrer Workshops bildet NCBI religiös gemischte Teams aus. Hier wird der interreligiöse Dialog sehr konkret. «Man muss zuerst die eigene Identität anschauen, das Verhältnis zur eigenen Religion, Nation, Kultur, Ethnie klären und damit umgehen lernen, will man Menschen anderer Religionen ehrlich begegnen», sagt Sardenberg.

«Jetzt erst recht!»

Islam und Judentum sind en vogue. Laut der Tageszeitung «Bund» war die Heiliggeistkirche Ende Oktober «nahezu voll» und das Interesse an der Begegnung mit Berns Imam Hisham Abd-El-Hafez «ebenso stark» wie kurz vorher am Auftritt des Berner Rabbiners Michael Leipziger. Im Rahmen der lange vor dem 11. September geplanten Reihe «Hören und Sehen – drei Begegnungen mit Religionen und Spiritualitäten» gaben sie Einblick in ihre Religion.

Die Attentate von New York hätten den interreligiösen Dialog nicht gefährdet, sagen übereinstimmend Samia Osman und Albert Rieger, beide seit vielen Jahren engagiert in der «Gemeinschaft Christen und Muslime in der Schweiz» sowie beim «Runden Tisch der Religionen». Im Gegenteil: Beide Foren setzten mit Pressemitteilungen und einem interreligiösen Gottesdienst in der Heiliggeistkirche deutliche Zeichen für den Dialog. «Jetzt erst recht!», heisst die Devise.

Lebenspraktische Fragen

Der Golfkrieg gab 1991 den Anstoss zur Gründung des Vereins «Gemeinschaft Christen und Muslime». An der Kantonalen OeME-Tagung «Muslime in Bern» bekam der Islam ein Gesicht, es begann das Gespräch. Dieser «Dialog des Lebens» sei

zentral geblieben, sagt Co-Präsident Albert Rieger, man beschäftige sich mit lebenspraktischen Fragen. Dazu gehören die Verhandlungen zur Einrichtung eines muslimischen Gräberfeldes im Bremgartenfriedhof, die Erarbeitung der Faltblätter «Muslime im Spital», «Eine Familie – Zwei Religionen», «Muslimische Kinder in Schweizer Schulen und Kindergärten» sowie Tagungen zu aktuellen Themen. «Doch am nächsten sind wir uns bei den Festen», sagt Rieger. Der «Gemeinschaft Christen und Muslime» sei es von Beginn an wichtig gewesen, «gemeinsam zu feiern und nicht nur Probleme anzupacken».

Sich kennen lernen, Vertrauen schaffen, persönliche Erlebnisse austauschen, trotz Meinungsverschiedenheiten offen und rücksichtsvoll diskutieren: Dies prägt laut Samia Osman den seit 1993 bestehenden ökumenischen «Runden Tisch der Religionen». Hier treffen sich Mitglieder von fünf Religionen (Islam, Judentum, Christentum, Hinduismus, Buddhismus).

Gotteshaus im Multipack

Der grossen Raumnot vieler Religionsgemeinschaften abhelfen und Alternativen anbieten zu ungastlichen Fabrikhallen und Tiefgaragen will das geplante «Haus der Religionen und Kulturen» in Bümpliz. Religiöses Eigenleben soll dort der-einst möglich sein, gemeinsame Räume

sollen zur Verfügung stehen für Unterricht und Veranstaltungen. «Urnah und urfern» sei alles, sagt Projektleiter Hartmut Haas. Immerhin: Konkret ist das «Fest der Religionen und Kulturen», mit dem im multikulturellen Schulzentrum Schwabgut vom 30. Mai bis 2. Juni für das Projekt geworben werden soll. *Gerlind Martin*

Christlich-Jüdische Arbeitsgemeinschaft (CJA): Bern, H. R. Helbling, Kirchstrasse 23, 3065 Bolligen, Tel. 031 921 68 77

National Coalition Building Institute (NCBI): Anna Paula Sardenberg, Fellenbergstrasse 14, 3012 Bern, Tel. 031 302 91 60, www.ncbi.ch

Gemeinschaft Christen und Muslime in der Schweiz: Postfach 6243, 3001 Bern, Tel. 031 313 10 10

Offene Heiliggeistkirche: Marco Pedroli, City-Kirchen-Beauftragter, PF, 3000 Bern 23, Tel. 031 370 71 13, www.city-kirche-bern.ch

Runder Tisch der Religionen Bern: c/o Fachstelle Ökumene, Mission und Entwicklungszusammenarbeit, Speichergasse 29, 3011 Bern, Tel. 031 313 10 10 bzw. Kirche im Dialog, Mittelstrasse 6a, 3012 Bern, Tel. 031 302 39 57

Haus der Religionen und Kulturen: Herrnhuter Projekt, Burgunderstr. 107, 3018 Bern, Tel. 031 992 02 48

zVisite: Drei Gelehrte im Gespräch über Gott und Gläubigkeit, Geschichte und Gegenwart

«Gott hat keine Religion»

Der runde Tisch der Religionen hat auch Ecken und Kanten – wie das Gespräch zwischen Silvia Schroer (christl.), Farhad Afshar (musl.) und Michael Leipziger (jüd.) zeigt. Wo steht der interreligiöse Dialog – nach dem 11. September?

Frau Schroer, Herr Afshar, Herr Leipziger: Wir führen dieses Gespräch am 30. November, an einem Freitag. Es war eine recht diffizile Angelegenheit, im dicht gedrängten Fest- und Feiertagskalender einen gemeinsamen Termin zu finden: Was haben Sie eigentlich derzeit so alles zu feiern?

Michael Leipziger: Freitag bedeutet für uns Juden Schabat, der nachmittags um halb fünf beginnt. Im Dezember werden wir Chanukka feiern, ein achttägiges Erinnerungsfest an den Sieg der Makkabäer über die Besatzer Israels im Jahre 168 v. Chr. Chanukka ist kein bedeutender Feiertag, im Wettbewerb mit der christlichen Weihnacht wurde aber daraus sozusagen ein Ersatz-Weihnachtsfest für jüdische Kinder, die wie die Christenkinder auch reichlich beschenkt werden wollen...

Farhad Afshar: Wir Muslime sind jetzt mitten im Fastenmonat Ramadan: Eine gesellige Zeit mit viel Besuch von Verwandten und Freunden, auch eine besinnliche, in der die Fastenden ihre Schwäche spüren und daraus Kraft für die Solidarität mit den Hungrigen und Durstigen schöpfen. Freitag ist für uns, ähnlich wie für die Juden, Ruhetag, in einem christlichen Umfeld jedoch nur bedingt einzuhalten. Das Freitagsgebet in der Moschee ist aber für einen Muslim zentral.

Silvia Schroer: Morgen Abend beginnt die Adventszeit, die ja ursprünglich auch als Fastenzeit gedacht war, heute aber kaum mehr streng eingehalten wird. Dann zünden wir die erste der vier Adventskerzen an, die auf Weihnachten hindeuten. Kerzen sind in unserer Familie sehr wichtig: Wir erklären den Kindern, dass es neben Weihnachten noch andere Lichttraditionen in dieser dunklen Jahreszeit gibt. So besitzen wir zuhause auch einen Chanukka-Leuchter.

Christen und Juden feiern Lichterfeste, Muslime und Christen haben – oder hätten – Fastenzeiten in derselben Jahreszeit: Was verbindet und was trennt die drei Religionen, die sich auf Stammvater Abraham berufen, eigentlich?

Leipziger: Kerzen und Lichter verbinden uns bestimmt nicht: Damit werden nur Differenzen vertuscht. Zwar werden an Weihnachten und Chanukka Kerzen angezündet, gefeiert wird aber überhaupt nicht dasselbe. Ramadan fällt heuer zufällig in den Advent, aber Ramadan ist nicht Advent.

Jedes Fest hat seinen eigenen, tiefen Sinn. Wir haben die Psalmen gemeinsam, wir berufen uns auf dieselben historischen oder nicht-historischen Personen: Aber diese Traditionen interpretieren wir sehr unterschiedlich. Wir sind uns weniger



Bild: Heini Stockli

Nicht immer einig, aber guten Willens (v.l.n.r.): Michael Leipziger (jüd.), Rabbiner; Silvia Schroer (christl.), Theologieprofessorin; Farhad Afshar (musl.), Entwicklungssoziologe

ähnlich, als es auf den ersten Blick den Anschein macht!

Schroer: Wollen wir den Dialog mit den Unterschieden oder mit den Gemeinsamkeiten beginnen? – das ist doch die Frage! Wir sind alle Kinder Abrahams, und das heisst: Wir sind Kinder einer Gottheit. Die Schöpfung der Erde nach der biblischen Tradition verbindet uns alle und ist, mit Blick auf den erschreckenden Zustand der Umwelt, für alle brennend aktuell.

Leipziger: Wir sind alle Menschen, und wir wollen alle überleben, deshalb müssen wir zusammenhalten und ökologisch haushalten. Schön! – aber dazu brauchen wir weder Abraham noch die Schöpfungsgeschichte, dazu müssen wir nicht Juden oder Muslime oder Christen sein. Auch Agnostiker können die Umwelt schützen. Viel zu schnell sind wir bei angeblichen Gemeinsamkeiten: Wenn das Christentum von der Schöpfung spricht, dann ist bald – anders als im Judentum – von Schuld, von der Ur-Sünde die Rede. Darüber müsste man jetzt lange debattieren.

Afshar: Mir ist es unangenehm, wenn Sie, Frau Schroer, von den Menschen als Kindern Gottes sprechen. Gott hat keine spezielle Beziehung zu uns Menschen – wie dies das stark menschenzentrierte Christentum nahelegt –, ihm ist die gesamte Schöpfung und die Ameise, die Kakerlake oder der Wurm ebenso lieb und wichtig wie der Mensch. Und Gott hat auch keine privilegierte Religion: Er hat überhaupt keine Religion. Religionen sind von Menschen gemachte Normensysteme, die uns helfen können, friedliche Gesellschaften aufzubauen, weil das innere Streben aller Religionen die Botschaft des Friedens ist. Schroer: In einem Punkt muss ich Ihnen widersprechen: Sie behaften mich auf die

christlichen Kirchenväter, die in der Tat den Menschen als Krone der Schöpfung gesehen haben. Ich habe mich aber auf alttestamentliche Texte bezogen, wie etwa auf das Buch Hiob, wo der Mensch als Kreatur neben andern Kreaturen steht. Auch darüber liesse sich lange diskutieren.

Was soll der interreligiöse Dialog eigentlich: Gemeinsamkeiten und Unterschiede herausarbeiten? Welches Ziel hat er überhaupt? Ist schon der Dialog selbst das Ziel?

Schroer: Zunächst: Der interreligiöse Dialog passiert bestimmt nicht hier an diesem Tisch. Er ereignet sich vielmehr in Spitälern – wenn eine schweizerische Krankenschwester aufmerksam wird für die Bedürfnisse eines muslimischen Patienten. Oder an unsern multi-kulturellen Schulen – wenn sich Lehrerinnen mit Eltern und Schülern zusammensetzen und sich fragen: Wo gibt es Missverständnisse, und wie kommen sie zustande? – Die ganze Religionsgeschichte ist nicht das Ergebnis von gelehrten Gesprächen, sondern von gelebtem Leben. Aufgabe des gelehrten Gesprächs am runden Tisch ist es, aus der grossen Schatzkiste unserer Traditionen das eine oder andere hervorzuholen und kritisch zu betrachten.

Dann sind also der «Runde Tisch der Religionen», die «Christlich-jüdische Arbeitsgemeinschaft», die «Gemeinschaft Christen und Muslime» gar nicht so wichtig?

Schroer: Natürlich braucht es sie, aber alle diese Institutionen sind sekundär. Es passieren in der Gesellschaft so viele Dinge, denen wir eigentlich bloss nachrennen – denken wir nur an die Ereignisse und Folgen des 11. September. Zudem: Ich habe etwas gegen einen Dialog um des Dialogs willen. Sicher, es mag Situationen geben, wo das blosses Miteinanderreden vielleicht einen Gewaltausbruch verhindern kann. Aber letztlich ist das noch kein Ernstnehmen des Dialogpartners.

Leipziger: Einverstanden: Der Dialog um des Dialogs willen ist noch nicht das Ziel. Aber in einer unerlösten Welt ist es schon ein Riesenschritt vorwärts, wenn sich der

Pfarrer in Bümpf mit dem Imam an denselben Tisch setzt. Wenn die einfachen Mitglieder einer Glaubensgemeinschaft sehen, dass ihre Repräsentanten einander respektieren, kommen sie vielleicht selber auf die Idee, das Gespräch mit der andersgläubigen Nachbarin zu suchen: Wer bist du? Was glaubst du? Was feierst du an Weihnachten? Warum heiligst du den Schabat und nicht den Sonntag? Was machst du während dem Ramadan? Denn die gegenseitige Unwissenheit in unserer säkularisierten Gesellschaft ist total. Afshar: Es braucht wohl verschiedene runde Tische: Der interreligiöse Dialog kann Probleme des Zusammenlebens in einer multi-religiösen Gesellschaft klären helfen. So hat etwa die «Gemeinschaft Christen und Muslime» eine Reihe diesbezüglicher Broschüren erarbeitet, etwa zu Fragen, die sich in gemischten Ehen stellen oder im multi-kulturellen Schulalltag.

Es braucht aber auch einen runden Tisch, wo die Eliten der verschiedenen Glaubensgemeinschaften Platz nehmen, wo sie sich gegenseitig daran erinnern, dass die Kernbotschaft jedes Glaubens die Friedenspflicht ist. Denn nur wenn die Weltreligionen mit einer Stimme für den Frieden sprechen, haben sie das nötige Gewicht, PolitikerInnen, die vorgeben, heilige Kriege oder Kriege gegen das Böse zu führen, die Legitimation zu entziehen.

Hüben wie drüben werden seit dem 11. September Attentate und Kriege wieder vermehrt religiös legitimiert: Was bedeutet der 11. September für den interreligiösen Dialog?

Schroer: Religion wurde nach dem 11. September in bestimmten Medien praktisch mit Fundamentalismus gleichgesetzt. Das ist verhängnisvoll. Es gibt zwar den Fundamentalismus, überall, er ist nicht an eine bestimmte Religion gebunden. Auch im Bernbiet findet man an gewissen Wohnhäusern furchtbare Drohsprüche wie diesen: «Wer nicht an Jesus glaubt, über dem wird der Zorn Gottes bleiben.» Aber das Wesen der Religion ist nicht der Fundamentalismus, sondern der Verdienst, den Boden für die menschliche Kultur bereitet zu haben – auch im

Westen. Allerdings geht das Wissen darüber in säkularisierten Gesellschaften verloren. Das ist gefährlich, denn die Religion ist nicht einfach spurlos verschwunden, sie prägt uns und unsere Werte immer noch: Wir müssen hart daran arbeiten, dies in der Öffentlichkeit wieder bewusst zu machen.

Afshar: Ich würde noch zuspitzen und sagen: Im Westen ist der Säkularismus selbst zu einer Ersatzreligion geworden. Politische Werte wie Demokratie, Liberalismus und Menschenrechte werden wie religiöse behandelt...

Schroer: ...das Patriarchat auch!

Afshar: ... und Völkern, die einen eigenen Weg suchen, werden diese Werte triumphalistisch entgegengehalten – so wie einst den Heiden zur Zeit der Kreuzzüge das Kreuz. Etwa jetzt in Afghanistan: Warum sagen die Amerikaner nicht offen und ehrlich, dass sie dort auch geopolitische Interessen haben und vor allem das eine wollen: Eine Pipeline errichten, um Erdöl aus Zentralasien herauszubefördern?

Im interreligiösen Dialog sollten wir für Klarheit eintreten und den Glaubensanhängern bewusst machen, dass der Glaube an religiöse oder politische Werte niemanden davon entbindet, diese kritisch zu hinterfragen. Jeder Gläubige ist verantwortlich für seine Gläubigkeit und für seine Handlungen.

Leipziger: Manchmal frage ich mich: Bleibt uns überhaupt noch Zeit für solche vertiefte Gespräche? Bewegen wir uns nicht rasant auf eine oberflächliche Welt zu, bevölkert von einem säkularen Mittelstand von Peking über Bern bis Buenos Aires, der in Nike-Turnschuhen geht, Cola trinkt, Hamburger isst und coole Mainstream-Musik hört? Und der kein Gehör hat für Menschen, die sich diesem Trend widersetzen und ihre Traditionen hochhalten wollen? Sprachen verschwinden, Kulturen gehen zu Ende. Vielleicht sterben bald Religionen aus!

Afshar: Trotz alledem können wir gelassen sagen, dass Religionen ganz andere Zeitdimensionen haben als die kurzatmige Politik, als politische Ereignisse wie etwa der 11. September samt seinen Folgen: Die Geschichte zeigt, dass das Leben christlicher, islamischer oder jüdischer Staaten von relativ kurzer Dauer ist im Vergleich zur langatmigen Existenz von Christentum, Islam und Judentum.

Gespräch: Samuel Geiser, Amira Hafner-Al-Jabaji, Martin Lehmann

Silvia Schroer

ist katholische Theologin und Professorin für Altes Testament und Biblische Umwelt an der Christkatholischen und Evangelischen Theologischen Fakultät der Universität Bern

Farhad Afshar

ist Entwicklungssoziologe an der Uni Bern und Vizepräsident der Koordination Islamischer Organisationen in der Schweiz KIOS

Michael Leipziger

ist Rabbiner an der Jüdischen Gemeinde in Bern

Grusswort

Zu Besuch

Liebe Leserin, lieber Leser

Nach dem 11. September haben sich viele Menschen gefragt, ob sie weiterhin zu den andern Religionen «zVisite» gehen sollen. Oder ob es nicht besser wäre, auf Distanz zu gehen – gerade zu den Muslimen.

Dass die für diese Gemeinschaftsproduktion Verantwortlichen diesen Schritt zurück nicht getan, sondern ihren Versuch noch ausgebaut haben, freut uns. Was es jetzt braucht, ist nämlich eine neue Vertrauensbildung, eine Verstärkung des interreligiösen Dialogs. Wenn wir diese grosse Herausforderung unserer Zeit bestehen wollen, müssen wir jetzt erst recht «zVisite» gehen. Das kann beim christlich-jüdisch-islamischen Dialog, aber auch im Alltag geschehen.

Dabei brauchen wir nicht so zu tun, als sei nichts passiert. Es ist durchaus erwünscht, wenn der interreligiöse Dialog neue Tiefe bekommt. Vielleicht haben wir zu lange eine diffuse Religiosität gelten lassen, die meint, dass irgendwie irgendwo Gott ist. Erneut über Gott nachzudenken und das Ergebnis dieses Nachdenkens in die Begegnung mit den Religionen zu bringen, kann die bessere Basis für das gute Zusammenleben sein, als wenn wir uns vorschnell damit zufrieden geben, dass wir ja eh alle an den gleichen Gott glauben.

All dies ändert nichts an unserer Überzeugung, dass es Missbrauch der Religionen war und ist, in ihrem Namen zu Hass und Gewalt aufzurufen. Und dass die Religionen ein friedliches Zusammenleben in den Schulen, am Arbeitsplatz und im Quartier nicht verhindern, sondern fördern.

*Samuel Lutz, Synodalratspräsident der Reformierten Kirchen Bern-Jura
Traugott Rüttimann, Synodalratspräsident der Röm.-kath. Kirche des Kts. Bern
Fritz R. Müller, designierter Bischof der Christkatholischen Kirche der Schweiz
Robert Heymann, Interessengemeinschaft jüdischer Gemeinden in der IKK
Farhad Afshar, Vizepräsident der Koordination Islamischer Organisationen in der Schweiz KIOS*

Die Weltreligionen im Buch

ref., röm.-kath., christkath., jüd., musul.:
Die Bücher dazu

Evangelisch-reformierte Kirche

Reformiert sein heute. 25 Fragen und Antworten zum christlichen Glauben aus reformierter Sicht. Hrsg. von Ernst Saxer. Friedrich Reinhardt 2000. Fr. 9.80

Das Wesen des Christentums in seiner evangelischen Gestalt. Eine Vortragsreihe im Berliner Dom mit Eberhard Jüngel, Martin Kruse u.a. 132 Seiten. Neukirchener 2000. Fr. 19.40

Hans U. Jäger. **Reformierter Glaube.** 107 Seiten. TVZ 1994. Fr. 19.–

Samuel Lutz. **Was glaubt ihr eigentlich?** Reformiert sein heute. Reformierte Kirchen Bern-Jura, Tel. 031 370 28 28.

Internet

www.refkirchenbeju.ch (Kirchen Bern-Jura)
www.ref.ch (Ref. Kirchen der Schweiz)

Weltreligionen

Karl-Josef Kuschel. **Streit um Abraham.** Was Juden, Christen und Muslime trennt – und was sie eint. 334 Seiten. Patmos 2001. Fr. 22.90

Annemarie Schimmel. **Wie universal ist die Mystik?** Die Seelenreise in den grossen Weltreligionen. 127 Seiten. Herder 1996. Fr. 12.80

Gerhard J. Bellinger. **Knaurs grosser Religionsführer.** 670 Religionen, Kirchen und Kulte, weltanschaulich-religiöse Bewegungen und Gesellschaften sowie religionsphilosophische Schulen. 432 Seiten mit vielen Abbildungen. Sonderausgabe Droemer Knauer 1999. Fr. 27.50

Heilige Schriften. Eine Einführung. Hrsg. von Udo Tworuschka. 318 Seiten. Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2000. Fr. 89.–

Atlas der Weltreligionen. Hrsg. von Nian Smart. 240 Seiten, mit Karten und Abbildungen. Könnemann 2000. Fr. 19.90

Lexikon der Religionen. Phänomene, Geschichte, Ideen. Hrsg. von Hans Waldenfels. 737 Seiten. 4. Auflage, 2000. Herder Spektrum 4090. Fr. 32.–

Römisch-katholische Kirche

Katechismus der katholischen Kirche. 816 Seiten. Taschenbuchausgabe. Oldenbourg/Benno/Paulus/Veritas 1993. Fr. 25.–

Otto Hermann Pesch. **Kleines katholisches Glaubensbuch.** 136 Seiten, Topos TB 29, 14. Aufl. 1997. Fr. 10.80

Codex Iuris Canonici. Codex des kanonischen Rechts. 934 S., 2001. Fr. 46.–

Herbert Vorgrimmler. **Neues Theologisches Wörterbuch.** (Mit CD-Rom). 698 Seiten. Herder 2000. Fr. 65.–

Schott Messbuch. 3 Bände à 820 Seiten. Herder 1982–84. Fr. 27.– (broschiert)

Internet

www.kathbern.ch (Kirche im Kanton Bern)
www.kath.ch (Röm.-kath. Kirche Schweiz)

Judentum

Efrat Gal-Ed. **Das Buch der jüdischen Jahresfeste.** 411 Seiten mit vielen Abbildungen. Insel TB 2597, 2001. Fr. 21.50

Leo Baeck. **Das Wesen des Judentums.** 327 Seiten. Fourier 1991. Fr. 25.80

Gilbert S. Rosenthal und Walter Homolka. **Das Judentum hat viele Gesichter.** Die religiösen Strömungen der Gegenwart. 192 Seiten. Gütersloher TB, 2000. Fr. 26.–

Marianne Wallach-Faller. **Die Frau im Tallit.** Judentum feministisch gelesen. 272 Seiten mit Abbildungen. Chronos 2000. Fr. 34.–

Alfred J. Kolatch. **Die Jüdische Welt verstehen.** 600 Fragen und Antworten. 375 Seiten. Fourier 1995. Fr. 28.–

Was jeder vom Judentum wissen muss. Hrsg. von Arnulf H. Baumann. 219 Seiten mit Abbildungen. 8., überarbeitete Aufl. Gütersloher TB 788, 1997. Fr. 23.50

Internet

www.jgb.ch (Jüdische Gemeinde Bern)
www.hagalil.com (Judentum in Europa)
www.swissjews.org (Israel. Gemeindebund)
www.tachles.ch (Jüd. Wochenmagazin)

Christkatholische Kirche

Kurt Stalder. **Die Wirklichkeit Christi erfahren.** Ekklesiologische Untersuchungen und ihre Bedeutung für die Existenz von Kirche heute. 309 S. Benziger 1984. Fr. 5.–

Hans Gerny. **Predigt auf dem Marktplatz!** Hirtenbriefe 1987–2001. dt./frz. 367 S. Christkath. Schriftenverlag 2001. Fr. 35.–

Die christkatholische Kirche der Schweiz. Hrsg. von Harald Rein und Urs von Arx. Christkatholischer Schriftenverlag 1999. Gratis

Angela Berlis. **Frauen im Prozess der Kirchwerdung.** Hist.-theol. Studie zum Anfang des deutschen Altkatholizismus. 742 Seiten. Peter Lang 1998. Fr. 140.–

Internet

www.christkath.ch (Kirche in der Schweiz)

Islam

Philipp Dreyer. **Allahs Kinder sprechen Schweizerdeutsch.** 23 Porträts von muslimischen Jugendlichen. 253 Seiten. Orell Füssli 2001. Fr. 44.80

Islam, Demokratie, Moderne. Aktuelle Antworten arabischer Denker. Hrsg. E. Heller/H. Mosbahi. 267 S. Beck 1998. Fr. 18.50

Arnold Hottinger. **Gottesstaaten und Machtpyramiden.** Demokratie in der islamischen Welt. 467 Seiten. Schöningh 2000. Fr. 60.–

Annemarie Schimmel. **Das islamische Jahr.** Zeiten und Feste. 167 Seiten. Beck'sche Reihe 1441, 2001. Fr. 18.50

Karl-Heinz Ohlig. **Weltreligion Islam.** Eine Einführung. 381 Seiten. Exodus/Grünewald 2000. Fr. 45.60

Frauen in islamischen Welten. Eine Debatte zur Rolle der Frau in Gesellschaft, Politik und Religion. 155 Seiten. Brandes&Aspel 1999. Fr. 29.80

Internet

www.islam.ch (Schweizer Muslime)
www.muslimonline.com (Islam. Zentr. Bern)

Ökumene

Miteinander in die Zukunft. Ökumenische Konsultation zur sozialen und wirtschaftlichen Zukunft der Schweiz. Wort der Kirchen. 108 Seiten. Schweizer Bischofskonferenz/Schweizerischer Evangelischer Kirchenbund 2001. Fr. 10.–

Christa D. Hunzinger. **Ökumene erfahren und erleben.** 142 Seiten. Quell/Gütersloher 2001. Fr. 18.60

Zur Zukunft der Ökumene. Die «Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre». 184 Seiten. Pustet 1999. Fr. 32.–

Reinhard Frieling. **Der Weg des ökumenischen Gedankens.** 376 Seiten. Vandenhoeck & Ruprecht 1992. Fr. 26.80

Internet

www.bernerkirchen.ch (Ökumen. Portal)

Christentum

Wolfgang Beinert. **Das Christentum.** Atem der Freiheit. 320 Seiten. Herder 2000. Fr. 34.50

Theologen, Ketzer, Heilige. Kleines Personenlexikon zur Kirchengeschichte. Hrsg. von Manfred Heim. 432 Seiten. Beck 2001. Fr. 42.90

Georg Schwickart. **Basiswissen Christentum.** 95 Seiten. Gütersloher Verlagshaus, 2000. Fr. 12.80

Jens Herzer. **Ostern, Himmelfahrt, Pfingsten, Weihnachten.** Was wissen wir über die Ursprünge des Christentums? 166 Seiten, Cansteinsche Bibelanstalt 2000. Fr. 19.80

Internet

www.kirchen.ch (Christliche Kirchen in der Schweiz)

Alle Bücher sind zu beziehen bei: Ökum. Buchhandlung Voirol, Rathausgasse 74, 3011 Bern, 031 311 20 88 info@voirol-buch.ch

Redaktion: Angelika Boesch



Bild: Heini Stucki

Impressum

zVisite

Gemeinschaftsproduktion von «saemann» (evang.-ref.), «pfarrblatt» (röm.-kath.), «Kirchenblatt» (christkath.), «JGB-Forum» (jüd.) und Mitgliedern der muslimischen Gemeinschaft

Redaktion (vgl. Bild; v.l.n.r.):

Martin Lehmann («saemann»), Angelika Boesch («pfarrblatt»), Maja Weyermann («Kirchenblatt»), Amira Hafner-Al-Jabaji (muslim.), Jürg Meienberg («pfarrblatt»), Peter Abelin («JGB-Forum»), Samuel Geiser («saemann»)

Weitere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter dieser Ausgabe:

Rita Jost, Fredi Lerch, Urs Lüthi, Gerlind Martin, Sabine Schüpbach, Beat Sterchi, Marianne Vogel Kopp

Bilder: Iris Krebs, Bern; Heini Stucki, Biel

Layout: Monika Feller

Grafisches Konzept: Renata Hubschmied, Bern

Kontakt:

- «saemann», Postfach 7822, 3001 Bern, 031 398 18 20, redaktion@saemann.ch
- «pfarrblatt», Postfach 845, 3000 Bern 7, 031 327 50 50, pfarrblatt.bern@spectraweb.ch
- «Kirchenblatt», Zingstr. 33, 3007 Bern, 031 372 20 19, kirchenblatt@christkath.ch
- «JGB-Forum», Kapellenstr. 2, 3007 Bern, 031 381 49 92, peter.abelin@swissonline.ch
- Amira Hafner-Al-Jabaji, aha@generalmail.net

zVisite: Drei Junge über die Gretchenfrage

Wie habt ihrs mit der Religion, Bea, Arife, Michael?



Bild: Iris Krebs

Dezember wars: Adventszeit, Ramadan und einige Tage vor Chanukka. Da trafen sich in Bern drei junge Menschen: Bea, Arife und Michael, eine Christin, eine Muslimin und ein Jude. Zu einer interreligiösen Diskussion mit Zimtsternen...

Michael, Bea, Arife – wann habt ihr zum letzten Mal gebetet, und wann wart ihr letztmals in der Synagoge, in der Kirche, in der Moschee?

Bea: In der Kirche war ich letztmals vergangenen Frühling, an der Konfirmation einer Freundin. Gebetet? Ich kann mich nicht erinnern. Ich bete nicht im herkömmlichen Sinn.

Arife: Vorgestern war ich in der Moschee. Und beten tue ich jeden Tag fünf Mal. Seit ich im Spitalpraktikum bin, ist es tagsüber allerdings oft etwas schwierig. Aber ich

hole es am Abend nach. Ein Gebet dauert bei uns etwa fünf Minuten.

Michael: Ich war vor drei Wochen in der Synagoge. Es war ein Freitagabend-Gottesdienst mit Lesungen und Gesang. Für mich alleine gebetet habe ich wohl an Jom Kippur, das ist der Fastentag, zehn Tage nach dem jüdischen Neujahr. Meine Gebete sind nicht so ganz richtige Gebete, eher eine Art Meditation: Ich denke an Gott oder halte ein Zwiegespräch mit ihm, bitte ihn um Kraft.

Das machst du nicht, Bea?

Bea: Nein. Ich bin nicht einmal sicher, ob ich das «Unser Vater» aufsagen könnte...

Wie lönt das für euch, Arife, Michael?

Arife: Ich fühle wie Michael. Wenn ich bete, tue ich es aus einem Bedürfnis heraus. Gott ist der allmächtige Schöpfer von Mensch und Tier. Ich verdanke ihm einfach alles. Die Religion ist für mich sehr wichtig, sie gibt meinem Leben Sinn.

Michael: Für mich ist das Judentum zuerst einmal eine Religion mit Geboten, Verboten, Festen und so weiter. Aber dann ist es auch ein ethischer Kodex, eine Art Gesetz. Das ist mir sehr wichtig. Aufgrund der Schriften und der mündlichen Überlieferungen weiss ich in jeder Lebenslage, wie ich leben soll. Darüber hinaus fühle ich mich mit den Juden auf der ganzen Welt und mit Israel sehr verbunden.

Ist das bei dir ähnlich, Bea?

Bea: Für mich ist das Christentum einfach ganz selbstverständlich. Mit den Geschichten des Alten Testaments bin ich gross geworden, ich habe sie genossen wie Märchen. Einzelne Stellen aus der Bibel gefallen mir auch. Der Text über «Glaube, Liebe, Hoffnung» ist sehr schön. Es war mein Konfirmationsspruch. Aber auch den weiss ich nicht mehr auswendig.

Arife: Das fällt mir auch immer auf. Letztlich etwa habe ich meine Klassenkolleginnen gefragt, warum Christen eigentlich Ostern feiern. Niemand konnte es mir erklären! Das ist doch seltsam: Ostern ist eines der wichtigsten Feste im Christentum, und in einer Gruppe von 25 jungen Men-

schen weiss kein einziger, was es mit diesem Fest auf sich hat!

Arife und Michael, ihr seid hier aufgewachsen, in einer christlichen Gesellschaft. Wie war und ist das für euch, als Muslimin, als Jude?

Michael: Ich habe mich nie eingeschränkt gefühlt. Für die wichtigsten jüdischen Feste bekam ich schulfrei. Und auch, als ich mich noch an das Speisegesetz hielt, war das Leben nie ein Problem. Vielleicht war es für mich sogar einfacher, hier in der Schweiz jüdisch zu sein als in Israel: Hier ist das Judentum die Ausnahme – also musste ich mich damit befassen.

Arife: Hast du auch immer Fragen gestellt? Zum Beispiel an Weihnachten: Ich wollte als Kind immer einen Tannenbaum haben. Mein Vater hat mir erklärt, warum Muslime keinen Tannenbaum haben. Und dann hat er mir tatsächlich einmal einen ganz kleinen mitgebracht. Er hat gesagt, wir könnten auch Geschenke austauschen zu Weihnachten. Das sei kein Schaden.

Und das tun wir auch. Auch gegen Osterhasen hat niemand in meiner Familie etwas. Ich esse sie sogar sehr gerne.

Michael: Mir gefällt's auch, wenn im Advent die Stadt geschmückt ist. Und es wäre für mich überhaupt kein Problem, mit jemandem Weihnachten zu feiern. Was mich stört, sind Leute, die einfach alles feiern: Weihnachten, Chanukka, Ostern...

Gibt es auch Dinge, die euch stören an den anderen Religionen? Essgewohnheiten etwa oder Kleidervorschriften?

Bea: Damit habe ich überhaupt kein Problem. Es soll doch jeder essen, was er will. Auch gegen Schleier habe ich nichts, bei uns werden ja auch Kopftücher, Haarbänder und so weiter getragen, und kein Mensch stört sich daran. Ich habe höchstens Probleme, wenn unter dem Deckmantel der Religion Gewalt ausgeübt wird.

Michael: Das finde ich jetzt ganz typisch: Christen geben sich immer sehr tolerant, aber oft ist diese Toleranz nur ein anderes Wort für Interesslosigkeit. Wenn ich mich mit etwas gar nicht beschäftige, ist es einfach, tolerant zu sein. Schwierig wird es erst, wenn ich mich einlasse!

Mühe habe ich im Islam mit den Extremisten. Da frage ich mich halt schon: Warum können gemässigte Muslime Terrorataten nicht offiziell und öffentlich verurteilen?

Arife: Das beschäftigt mich auch. Wie schaffen wir es nur, den Leuten zu sagen, dass all die schrecklichen Taten gar nichts mit dem Islam zu tun haben?

Michael: Davon bin ich überzeugt. Der Islam hätte als Weltreligion nie überlebt, wenn er solche Taten guthiesse.

Könntet ihr euch vorstellen, eine Partnerschaft mit einem Mann/einer Frau einzugehen, der/die einer anderen Religionsgemeinschaft angehört?

Arife: Ja, vorausgesetzt, mein Partner akzeptiert mich mit meinem Glauben. Michael: Grundsätzlich ja. Aber es gibt ein Problem: Wenn ich eine Nicht-Jüdin heirate, sind meine Kinder nicht Juden. Wir

hätten also auch nicht dieselben Feste – und das kann ich mir nicht vorstellen.

Bea: Da sehe auch ich die Probleme. So lange zwei eigenständige Personen zusammenleben, sollte es mit zwei Religionen eigentlich gehen. Aber bei der Kindererziehung müsste man sich entscheiden: Kinder können nicht einfach zwei Glauben haben. Für mich wäre es wohl kein Problem, wenn mein Kind nicht reformiert wäre – aber ob ich ein Kind in einem anderen Glauben erziehen könnte, ist fraglich.

Arife: Wir müssten halt schon in der Schule mehr über die anderen Religionen lernen. Ich stelle mir vor, dass in Schweizer Schulen nicht nur über das Christentum gesprochen wird, sondern auch über Juden und Muslime.

Michael: Ja, das fände ich auch ganz wichtig. Und mindestens ebenso wichtig wäre, dass alle Menschen sich primär einmal achten und akzeptieren würden...

Bea: ... ja, und zwar als gleichberechtigte ebenbürtige Wesen. Aber das ist wohl Utopie.

Gespräch: Rita Jost

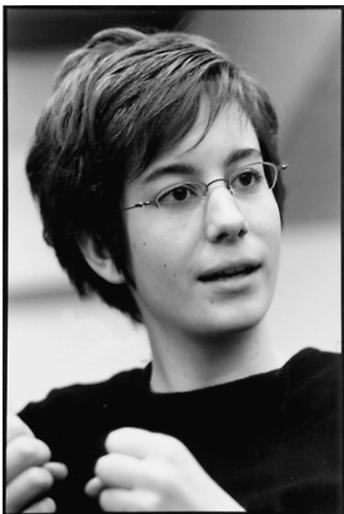


Bild: Iris Krebs

«Ich habe höchstens Probleme, wenn unter dem Deckmantel der Religion Gewalt ausgeübt wird»: Bea Rubin, 19, Germanistikstudentin, reformierte Christin



Bild: Iris Krebs

«Christen geben sich immer sehr tolerant, aber oft ist diese Toleranz nur ein anderes Wort für Interesslosigkeit»: Michael Halpern, 24, Medizinstudent, Jude



Bild: Iris Krebs

«Wie schaffen wir es, den Leuten zu sagen, dass die schrecklichen Taten nichts mit dem Islam zu tun haben?»: Arife Simsek, 29, medizinische Laborantin i.A., Muslimin